

Lieber Phillip,

im folgenden Brief befasse ich mich mit dem Gegensatz von *Negotium* und *Otium*. *Otium* bedeutet im Lateinischen eine Tätigkeit, Geschäftstätigkeit oder die Arbeit, der man nachgehen muss. *Negotium* hingegen bedeutet, Freizeit und Muße, der man nachgehen kann. Beide lateinischen Wörter unterscheiden sich durch 3 Buchstaben. Dadurch, dass „neg“ vor dem „otium“ steht, nimmt „negotium“ im Vergleich zu „otium“ eine gegenteilige Bedeutung ein. Das „neg“ negiert die Pflicht und macht somit die Freizeit zum Gegengewicht.

Wenn man in die Geschichte zurückblickt, scheint es so, als hätte sich bezüglich des Daseins von *Otium* und *Negotium* nicht viel geändert, denn schon damals schilderte C. Plinius, ein Anwalt aus Rom, einem Brieffreund im 1. Jahrhundert nach Christus, was er unter *Otium* und *Negotium* versteht. In seinen Briefen beschreibt er nicht nur die Bedeutung, sondern beratschlagt persönliche Bekannte und namhafte Zeitzeugen zum Umgang mit Arbeit und Freizeit.

Auffällig war schon damals, dass im alten Rom zwischen Freizeit und Pflicht unterschieden wurde. Die Lebenszeit wurde in Pflicht und Freizeit unterteilt und man hat eher differenziert gedacht, als dass man die verbrachte Zeit als übergeordnete Lebenszeit betrachtet hat.

C. Plinius beschreibt in einem Brief an Minicius Fundanus (Buch 1, Brief 9), wie er bei einem Urlaub in Laurentum, einer uralten Küstenstadt Latiums südöstlich von Ostia, an Erkenntnis gewonnen hat. Dort kam er zu dem Gedanken „*Quot dies quam frigidis rebus absumpsi!*“ - Übersetzt heißt der Ausruf: „Wie viele Tage habe ich doch mit so geistlosen Dingen verbracht“.

Gemeint sind damit die Tätigkeiten und persönlichen Pflichten, die Plinius als Anwalt von Tag zu Tag erledigen muss. Erst dadurch, dass Plinius sich in die Einsamkeit zurückgezogen hat, so beschreibt er es, habe er an Erkenntnis gewonnen, weil keiner ihn ablenkt und er nur den inneren Monolog mit sich selbst führt ohne äußere Einflüsse. Keine Angst oder triviale Meinung lenkt ihn im Urlaub ab oder verleitet ihn, sich mit „Hoffnung“, „Furcht“ oder „dummem Geschwätz“ zu beschäftigen. Plinius lobt die Muße in höchsten Tönen und beschreibt das „*Negotium*“ im selben Brief mit „*rectam sinceramque vitam*“ (welch gesundes, reines Leben) oder mit „*dulce otium honestumque ac paene omni negotio pulchrius*“ (süße, ehrbare Muße, schöner fast als alles Tun).

Wenn man bedenkt, dass zwischen dem Brief von Plinius und der heutigen Zeit ungefähr 2000 Jahre stehen, dann scheint unsere heutige Arbeitsfassung für mich erwähnenswert ähnlich

zur damaligen. Aber wie sieht im allgemeinen unsere heutige Sicht auf „Otium“ und „Negotium“ in der Gesellschaft aus?

In Deutschland suchen im Normalfall 45 Millionen Mitmenschen jeden Tag den Weg zur Arbeit, 17,5 Millionen Deutsche sind pensioniert und haben meist ein arbeitsreiches Leben hinter sich, selbst kleinste Kinder werden in Kindertagesstätten betreut und haben die Pflicht, erzogen zu werden und zu täglich zu lernen. Durchschnittlich haben wir in Deutschland pro Werktag 6 Stunden durchgehende Arbeit. Dennoch verbleiben knapp 4 Stunden Freizeit am Tag.

Die genannten Statistiken wirken so, als würde ich sie nur aufzählen, um deutlich zu machen, wie viel wir arbeiten, dass man auch heutzutage zwischen Muße und Muss unterscheidet und dass das alles viel zu viel Stress ist, aber im Grunde genommen will ich nur aufzeigen, dass durch die ganze Statistik der eigentliche Sinn hinter „Lebenszeit“ schwindet. Wenn man hört, dass jemand am Tag 10 Stunden arbeitet und nur 3 Stunden Freizeit hat, denkt man sofort darüber nach, ob die Person genügend Freizeit hat oder zu wenig arbeitet. Man denkt, dass es die klare Abtrennung zwischen Otium und Negotium geben muss, als wäre es ein Naturgesetz, von Mutter Natur geschaffen. Aber welcher Mensch würde denn von sich aus zwischen Otium und Negotium unterscheiden. Natürlich gibt es mühselige Dinge, die man erledigen muss, aber es fragt auch niemand, ob man jetzt wirklich Hunger hat und etwas essen möchte, sondern man macht es, weil es nicht die Abtrennung zwischen Essen müssen und freiwillig Essen gibt. Was ich sagen möchte, ist, dass es nicht gut ist, wenn man zwischen „Otium“ und „Negotium“ Mauern baut. Gut ist es meiner Meinung nach, wenn man in seinem Handeln einen Sinn vor Augen hat und dennoch auch Hürden und Anstrengungen in Kauf nimmt, weil sie genauso dazu gehören, wie die Leichtigkeit an der Sache. Es ist die Frage wie man sich ernährt, wenn wir bei dem Vergleich bleiben. Es macht nicht jeden Tag Spaß sich zu ernähren und ist auch mal anstrengend, dennoch sollte man sich jeder Zeit Mühe bei der Ernährung geben, weil es einen Sinn in sich birgt. Allein schon aus Achtung vor sich selbst.

Das Problem an der Sache ist, dass man oft nicht die Wahl hat, was man Arbeitet und nicht selber den Sinn bestimmen kann. Zu groß ist oft die Geldangst, das Risiko im Vergleich zu anderen schlecht abzuschneiden und den Erwartungen nicht zu entsprechen. Deswegen unterscheidet, um auf den Anfang zurückzukommen, Plinius vermutlich so vehement zwischen „Otium“ und „Negotium“, weil er nicht die Wahl hat den Sinn hinter seiner Tätigkeit als Anwalt zu bestimmen. Zu abstrakt scheint ihm wahrscheinlich die Arbeit, als dass sie ihn zufriedenstellt. Seine Arbeit erscheint ihm sinnlos, um es auf den Punkt zu bringen, seine freigestal-

tete Zeit ausgereift. Dies ist der Grund, warum Plinius „Otium“ hervorhebt und „Negotium“ als lastig empfindet.

Auch wenn ich es erst nicht glauben mag, steckt hinter dem Thema Negotium vs Otium ein gesellschaftliches Problem, welches nicht nur heutzutage die Geister scheidet, sondern schon damals, als Rom um ungefähr 60 nach Christus erstmalig zur Millionenstadt wurde und schon damals eine systematische Arbeitsaufteilung wie nahezu heutzutage herrschte.

Hinter der Kritik steckt weniger die Empörtheit, sondern eher der Wille und Optimismus die Grundsteine für Veränderungen zu legen, dass Menschen in Zukunft Lust auf Arbeit haben und sowohl Pflichten als auch freie Zeit vereinen, weil jeder Mensch das macht, was ihm sinnvoll erscheint und die Gesellschaft auch jeden dafür belohnt, dass er etwas mit der Flamme der Leidenschaft tut. Auch wer auf den Nutzen schaut, wird merken, dass Menschen produktiver arbeiten, wenn sie Spaß an der Sachen haben und auch Überstunden dafür tun würden, weil es sie verwirklicht.

In diesem Sinne bin ich gespannt, was deine Ansichten zum Thema „Negotium vs. Otium“ ist!

Viele Grüße

Johannes

Lieber Johannes,

zunächst einmal vielen Dank für Deine sehr interessanten Überlegungen und Einsichten. Deine Argumentation ist nachvollziehbar und die Schlüsse, die Du aus dieser ziehst, sehr durchdacht.

Da Du Dich ja schon umfassend mit den korrespondierenden Aspekten dieses Begriffspaares auseinandergesetzt hast, werde ich nun versuchen, mögliche Diskrepanzen zu diskutieren. Hierbei ist es ratsam, vor der eigentlichen Diskussion einige Prämissen festzulegen, was unter dem Gesichtspunkt einer epochalen Selbstverortung jedoch schon zu einem ersten Problem führt. So ist es, eines multiperspektivischen Lösungsansatzes zum Trotz, nur möglich, sich der Frage, in welcher Epoche wir nun eigentlich leben mit ein paar grundlegenden Fragestellung zum Thema Zeitwahrnehmung anzunähern.

Fernab lage- oder modalzeitlicher Perspektivfragen impliziert ja der Begriff der Postmoderne beispielsweise, dass der menschliche Geist in der Gegenwart nur Vergangenes erfassen kann, was wiederum eher positivistischen Ansätzen widersprechen würde, die im Sinne wissenschaftlicher Aufklärung die Zukunft als Gegenwartsprojektion ausgehend von unmittelbar gegeben Prämissen definiert. Fernab dessen gäbe es hierbei ja wiederum auch den Ansatz, zuzüglich dessen auch die Gesamtheit vergangener Ereignisse, die eben nicht mehr existieren, gänzlich auf das rezipierende Subjekt zu beziehen, sodass jede Gegenwart eine in sich geschlossene Wirklichkeit darstellen würde - die Definition von Gegenwart wäre somit alles und gerade daher nichts, während sie sich überdies bei einer Verortung ihrer selbst gerade von den Begrifflichkeiten, die sie ja zu widerlegen versucht, abhängig machen würde. So erweist sich sogar das *Post* als diffizil, da eine Bezeichnung wie Postkapitalismus eben nicht klar herausstellt, ob in diesem Begriff eher die Erwartungen eines politisch andersgesinnten projiziert worden sind, oder sich aus diesem Begriff vielmehr ableiten lässt, dass zentrale Aspekte gesellschaftlich allmählich in Frage gestellt werden, beziehungsweise zumindest Einzug in den allgemeinen Dialog gefunden haben, was nur herausstellt, wie sehr diese Definitionsfrage unter dem Verlust einer einheitlichen Perspektive leidet .

Bezieht man dies nun auf folgendes Begriffspaar, ergibt sich, wie Du ja schon herausgestellt hattest, die chronologische Reihenfolge *otium – negotium – otium*. Widersprüchlich ist hier dennoch der Erkenntniszugang. Einerseits ließe sich diese als a priori bezeichnen, wenn Kausalität hier gleichsam Notwendigkeit innewohnt. Zum anderen ist so eine Kausalität ja immer nur empirisch nachweisbar, eine Fehlinterpretation im Sinne einer Abgrenzung, wie Du es ja auch kritisiert hattest, scheint hier genauso möglich, zumal ja ebenso ungewiss ist, inwieweit dieser logische Zusammenhang tatsächlich auch notwendig sein muss. Diese Ambivalenz ergibt sich auch hier durch die Vieldeutigkeit des verneinenden Präfixes *neg-*. Interpretiert man einen solchen Verlauf unter dem Gesichtspunkt der ersten These, so scheint sich dieses Begriffspaar tatsächlich nur rückblickend in diesem Trikolon zu definieren, während hinsichtlich der Fassbarkeit jedoch dieselbe Schwierigkeit auftritt, wie es bei der Hegelschen Dialektik der Fall ist – wird ein vorangestellter Erkenntnisgegenstand doch einzig durch das, was er eben nicht ist, definiert, sodass nur zwei kodeterminierte Perspektiven aufgezeigt werden.

Hier käme nun Dein Lösungsvorschlag ins Spiel, gemäß einer Negation der Negation also tatsächlich die Muße im Müssen zu akzentuieren, was in Anbetracht dieses dreigliedrigen

Erkenntnisprozesses auch die Frage aufwirft, ob sich die erste Episode des *Otiums* aus der Perspektive des finalen *Otiums* nicht auch unterscheiden könnte. Konkret ließe sich dieser Ablauf also möglicherweise auf *vita voluptaria* – *vita activa* – *vita contemplativa* zuspitzen, wobei moniert werden müsste, dass sich *gaudia* und *otium* natürlich signifikant unterscheiden und letzteres ja eher mit *studia* in Verbindung gebracht werden könnte. Nichtsdestominder könnte das *vita contemplativa* als Drahtseilakt zwischen den voluntativen Ansprüchen der *gaudia* und der gesellschaftlichen Verbindlichkeit des *negotium* verstanden werden, dem hierzu erstmals der Rang individuellen Glückes, das ja nur die Gesellschaft ermöglichen würde, zugestanden werden könnte.

Indem Plinius, wie Du geschrieben hattest, in Abgeschiedenheit tatsächlich zu Erkenntnissen kommt und in einem Brief an Minicius Fundano von falschen Rechnungen und Trugbildern spricht, entfaltet er somit eine eher positivistische Weltsicht, in welcher die verifizierbare Vorstellung von *gloria und immortalitas* im Sinne einer Gegenwartsprojektion selbige akzentuiert, sodass er diese Briefe ebenfalls als im Jetzt des Lesers befindlich anlegt.

Dass er dieses juristische *negotium* als so hinlänglich empfunden hatte, kann eben aufgrund dieser scheinbaren Sinnlosigkeit also auch dem Umstand geschuldet sein, dass er in seinem *vita activa* in signifikanter Weise Zeuge menschlichen Strebens geworden ist, gesellschaftliche Grundlagen des Glückes durch jedwede Art von Verträgen zu erlangen, aber ja gerade von diesen nur Freiheit in einem von der Gesellschaft konstituierten Raum zu erfahren, während das gesellschaftliche Glück eigentlich die Basis für das individuelle sein sollte. Plinius schildert in seiner Rolle zwischen Stadt- und Landmensch also seine ambivalente Beziehung zum selbstentfremdeten, verdinglichten Individuum innerhalb der Gesellschaft, wobei hier natürlich auch die Gefahr einer zu anachronistischen Herangehensweise besteht. Sieht man von dieser ab, ergeben sich hier dennoch zumindest unter diesem Gesichtspunkt Parallelen zu den Erzählungen Kafkas, in denen das Ringen seiner Protagonisten mit dem von der Gesellschaft konstituierten Gesetz, egal ob nun im Sinne einer Flucht oder dem Willen zur Einsicht, durch gesellschaftliches Zugehörigkeitsgefühl motiviert sind, diese Verstöße oftmals durch das Gesetz selbst erzwungen werden oder die Angst vor einer Ahndung die Ahndung selbst ist, was zumindest aufzeigen würde, inwieweit Plinius hier ein zeitloses Menschsein thematisiert.

Während diese zweigliedrige Individualität also das Ziel darstellt, handelt es sich bei dem Individualitätsbegriff der (Post)Moderne jedoch vielmehr um ein kapitalisiertes Luxusgut, das zuzüglich lebensnotwendiger Kriterien vielmehr eine zweite, gesellschaftlich bewirkte Existenzebene konstituiert. Natürlich ließe sich auch hier einwenden, dass das Streben Plinius' nach *immortalitas* nicht unbedingt auf eine so individualistische Auslegung dieses Begriffspaares hindeuten würde, zumal er dem Leser eine Selbstverständlichkeit von Muße suggeriert, wie sie wahrscheinlich nur in der Lebensweise der Senatoren wahrgenommen wurde, obgleich sich ebenso eine implizite Forderung nach Selbstverständlichkeit hineininterpretieren ließe.

Hinsichtlich dieses Spannungsfeldes von Abhängigkeit und Autonomie ließe sich ebenfalls anführen, inwieweit die rein physische Komponente des *otium* auf die von Sokrates, beziehungsweise Platon thematisierte Dualität von Leib und Seele rekurriert, den aus Ton geform-

ten, falliblen Menschen zur Hülle seiner ewigen Seele, der Gabe Athenes akzentuiert. So ließe sich die Ausgangssituation menschlicher Existenz also zudem als Opposition entgegen einer (willkürlichen) Autokratie aufgrund eines zu dieser hinstrebenden Ideales trotz des eigenen Nachteiles definieren, dem *otium* käme hier die Rolle einer Affirmation, gleichsam einer Selbstüberwindung zu. Hier ergibt sich trotz eines vordergründigen Unterschiedes dennoch eine Korrespondenz zur heutigen Zeit. So ließe sich mit Augenmerk auf die allgemeine gesellschaftliche Entwicklung festhalten, dass die Objektivationen unserer Umwelt ab dem Aufkommen des Expressionismus nun erstmals als Auslagerungen des dem Menschen Inhärenten zwecks Optimierung und daraus resultierender Entfremdung aufgefasst worden sind, welche überdies als körperliche Hüllen radikal individualistischer Urbilder verstanden wurden. Der Mensch befände sich dieser Ansicht nach in einem stetig expandierenden Raum von durch ihren Topos (Natur) eingegrenzten Ultimativen, in welchem das Instrument gleichsam auf seinen Urheber zurückwirkt, wie am Beispiel der Sprache schon rein gesellschaftsbedingt die Möglichkeit der Manipulation ebenso mit einem damit verbundenen Fremdeinwirkung einhergeht. Der Folgeschritt bestände hierbei also darin, vorigen Prozess also erstmals umzukehren, indem die Welt hier also diesmal in den zu entgrenzenden Menschen verlagert wird. Indem die Götter hier nur als Teilaspekte menschlicher Wesenszüge mit Hervorhebung der Emotionen als definierendes Kriterium verstanden werden können, lässt sich nun latent ein ähnlicher Hang zur Selbstverankerung nachweisen, zumal ja schon bei Odysseus ein subjekt-zentrischer Drang als Spalter von Kultur und Natur nachgewiesen werden konnte. Indem die heutige Gesellschaft ihre *immortalitas* also nur in einem irrealen *vita activa* zu erreichen gedenkt, wie Du es ja ebenfalls kritisiert hast, und in dieser Selbstläuterung ein metaphorisches Schiff in sich selbst verankert, eine absolute Antithetik von Mensch und Welt bewirkt, wird gleichsam ersichtlich, inwieweit sich *humanitas* in einem Dualismus nur durch *vanitas* erhalten kann, sowie jedwede menschliche Emotion nur dem Spannungsfeld zwischen Leben und Tod, Bewusstsein und Vergessen entspringen kann.

Ein anderer Unterschied zu heutigen, postfaktischen Verhältnissen lässt sich wiederum feststellen, wenn es bei Plinius also gerade die Intersubjektivität von *ego* und *tu* ist, die diese beiden Identitäten in wechselseitiger Anerkennung konstituiert und einen freiwilligen, gemeinschaftlichen Zugang zur Welt ermöglicht, der ja gerade die Basis für eine propädeutische Anlage zur Selbstkonstruktion bildet. Indem sich hier, anachronistisch an Sartres Analyse des Blickes angelehnt, zwei gleichsam nichtende Freiheiten begegnen, lässt sich hier, wie am Beispiel von *otium et negotium* aufgezeigt, also eine klassische Funktion von Sprache erkennen, die im Diskurs zweier individueller Dispositionen vielmehr die Differenzen zu einem Konsens, also gesellschaftlicher Wirklichkeit, aufzeigt und somit einen Kontrast zu postnietzscheanischer Ära menschlicher Selbstsinnggebung bildet, die diesen Dissens vielmehr zur Ausgangssituation macht.

In Zeiten stetig zunehmender Irrationalität, in der das Subjekt nach kapitalistischen Maximen nur durch stetige Optimierung dasselbe bleibt und ein Gefühl von Endlichkeit immer mehr verblasst, scheint sich dieses *otium*, also innere Einkehr und Akzeptanz einer gewissen Notwendigkeit realen Menschseins tatsächlich als mehr als nur sinnvoll zu erweisen.

Viele Grüße

Philipp